

storische Spannweite machen ihre Lektüre auch heute für einen größeren Leserkreis lohnend und informativ.
Maria Heitland

Bohnerzgewinnung auf der Schwäb. Alb

Lehrpfade brauchen nicht einseitig thematisch ausgerichtet zu sein. In Veringenstadt (Kr. Sigmaringen) wird ein solcher angelegt, der drei ganz verschiedene Stationen und Themenkreise aufweist: Erzgruben – Schwammriff – frühgeschichtliche Siedlung. ERWIN ZILLENBILLER hat (wohl auch dazu) eine Broschüre über die **«Bohnerzgewinnung auf der Schwäbischen Alb»** (zu beziehen über die Gemeindeverwaltung 7481 Veringenstadt, DM 3,-) geschrieben, die sehr fundiert diesem schweren Tagewerk nachgeht. Der früheste schriftliche Hinweis findet sich bereits 1241, doch erst im 19. Jahrhundert wird das Gewinnen von Erz wieder aufgenommen, wobei z. T. eine bedenkliche Zerstörung der Landschaft in Kauf zu nehmen war. Aalen wurde der Ausgangspunkt für die rege Eisenindustrie. ZILLENBILLERS Interesse wendet sich vor allem dem Raum um Gammertingen zu, denn von dort kam das beste Erz der ganzen Alb.

Redaktion

Schwäbische Sagen

Schwäbische Sagen. Herausgegeben von LEANDER PETZOLDT. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf-Köln, 1975. 259 Seiten, 8 Bildtafeln und 49 Abbildungen im Text. Vom Odenwald bis zum Bodensee, vom Schwarzwald bis zum Lech, so kündigt sich der breitgestreute Inhalt dieses Bandes einer Sammlung schwäbischer Sagen an. Altbekannte Sagen sind aufgezeichnet und vieles, das noch in jüngster Zeit aufgeschrieben und gesammelt wurde. Dies alles ist in dem ansprechenden Band enthalten. Fast wissenschaftlich genau mutet das Buch in seiner Systematik an, eine gute Literaturangabe, Ortsregister und Quellenangabe geben dem interessierten Leser und Forscher genaue Auskunft. In seiner Klarheit ist das Buch jedem von uns zugänglich und verständlich und eben viel mehr als bloß gesammelte Sagen. Es findet sich der Schwabe in diesem Buche wieder, Verständnis für die Lebens- und Denkweise dieses deutschen Stammes werden geweckt und alles in allem ist diese Sammlung ein kulturhistorisches Zeugnis ersten Ranges.

Maria Heitland

Neue Mundartgedichte

Georg Holzwarth: Denk dr no. Gedichte in mittelschwäbischer Mundart. Reutlingen: Knödler Verlag 1975. 96 S., DM 5,80.

In allen Bändchen, heißt es auf der letzten Umschlagseite dieses Buches über die Mundartreihe bei Knödler, findet der Leser und Vortragskünstler humorvolle, bodenständige und bodagscheite Gedichte, Witze, Anekdoten und Prosatexte zum eigenen Vergnügen und zum Vortragen in fröhlichen Kreisen. Dieser Hinweis macht seine Rechnung ohne einen Autor wie GEORG HOLZWARTH. Nicht, daß man nicht wünschte, HOLZWARTH möge auch in diesen Kreisen vorgelesen

werden – im Gegenteil: je lauter und hörbarer desto besser – aber die zitierte Notiz spekuliert natürlich auf anderes: auf die schenkelschlagende Tradition des Gaudischwäbischen, dessen Genuß durch reflexive sprachliche und dichterische Momente möglichst nicht getrübt werden soll. Schließlich will mr sei Freid han, *huat essa / a bißle schwätza / ned hetza / guet drenka / ond ja / ja ned denka*. Da ist der Titel dieses ersten Gedichtbandes des 33jährigen schwäbischen Lehrers und Schriftstellers GEORG HOLZWARTH nur konsequent.

Oigne, Andere, Was os bedrifft, Schbrichwörtliches, Narreds ond Gwalttätigs und Etlich Schbielereia – zu diesen Gruppen sind die Texte zusammengefaßt, für die die schöne Doppeldeutigkeit von *Was os bedrifft* vielleicht die präziseste Charakterisierung wäre; aber auch HOLZWARTH'S Schreibhaltung ist damit gut bezeichnet.

Denn Mundart interessiert HOLZWARTH nicht als Vehikel, um damit Entrückt-Heimatliches zu transportieren oder idyllischer Rückwärtsgewandtheit eine billige Entsprechung zu verschaffen, sondern er ist auf Kennzeichnung und Verdeutlichung sozialer Sachverhalte aus, wie sie sich in der Sprache, in der Mundart zu erkennen geben. Als ein von dieser Sprache in Doppelsinn Betroffener macht er deutlich, was uns alle betrifft. Insofern ist dieser Band, da hat der zitierte *Eignungsvermerk* durchaus recht, ein geeignetes Objekt für solche Runden, in denen sich affirmativer Sprachstoß und mundartliche Bezeichnungsohnmacht reproduzieren (um ein neudeutsches Wort zu gebrauchen). HOLZWARTH benutzt geschickt moderne lyrische Sprechweisen, ohne Modernismen aufzusitzen und stellt sie in den Dienst genauer Beobachtung und sprachlicher Aufklärung – ohne alles Prätentiose. «Weiber» ist ein solches Gedicht betitelt: *Weibergeschwätz / Weibergschroi / Weibergsuff / Weibergwäsch / Weiberhadr / Weiberhendl / Weiberherrschaft . . . Weibervolk / Weiberwerk / Weiberzong / Mennermoinong*. Andere Techniken wie Reihung und Permutierung bestimmter Sprachschablonen (*so ischs, Wissat se*), geschickte Kontrastierung, lautmalerische Sprechverwendung usw. benutzt er in seinen eher experimentell anmutenden *Etlich Schbielereia*, um Unbehagen an gängiger mundartlicher Sprachverwendung zu provozieren und sein eigenes Unbehagen, seine eigene Erfahrung mit Mundart zu artikulieren. Freilich ist dies nicht eine bloße «Abrechnung» mit seiner Sprache, mit Distanzierung von ihr hat er nichts im Sinn. Dies ist trotz aller Kritik seine Sprache, und weil es seine Sprache ist, weil ihm an ihr liegt, ist ihm die kritische Auseinandersetzung mit ihr ein Bedürfnis. Diese Auseinandersetzung liegt in ihrer Entstehung bereits mehr als zwei Jahre zurück – heute schreibt HOLZWARTH schwäbische Balladen und Lieder; eine Form, die eine positivere Beziehung zum Schwäbischen, eine neugewonnene mundartliche Identität, unmittelbar ausdrückt. Es wäre schön, wenn ein Verlag uns mit diesen neuen Arbeiten bald bekanntmachen würde.

Wilhelm König: Dees ond sell. Gedichte in mittelschwäbischer Mundart. Vorwort FRIEDRICH E. VOGT. Reutlingen: Verlag Knödler 1975. 87 S., DM 6,80.

Interpretiert man den Untertitel dieses Gedichtbandes – *Gleichvill ussm Lääba ond firs Lääba* – einmal sehr frei als Lebenshilfe und befreit diesen Begriff von allem Betulich-Prätentiösen, dann sind die Gedichte dieses Bandes schon recht genau bezeichnet. Denn *Aesichta durs Gschriibane*, wie es in einem Gedicht heißt, zu vermitteln, ist für Dialektdichter eine eher ungewöhnliche Schreibhaltung. Daher rühren auch wohl die extremen Meinungen über Mundart: entweder liest man sie, dann gehört man einer Mundart-Lesergemeinde an und hat bestimmte Erwartungen, was da auf einen zukommen soll; oder man lehnt genau diese Erwartungen als fragwürdig ab und sieht sich bestärkt darin, Mundart mit Recht rechts liegen zu lassen.

Es scheint, als sei der erste Mundartgedichtband des 1935 in Tübingen geborenen WILHELM KÖNIG geeignet, zwischen diesen Lagern zu vermitteln oder doch zumindest in den Reihen der mundartsprachlichen Kostverächter für Wankelmütigkeit zu sorgen. Denn bei KÖNIG realisiert Mundart keine Einstimmung in Verlorenes oder vergangene Zeiten (die nach entsprechender Lesart ja ohnehin immer die besseren waren); sie sucht ihre Überzeugungskraft nicht in der Geste der Beschwörung solcher Werte und legt es nicht auf nostalgische Idyllik an. Ob schon KÖNIG an Heimat und Natur ebenso hängt wie an vielem anderen, was in der herkömmlichen Mundart vorkommt, verweigert KÖNIG den ohnehin Eingeschworbenen seinen lyrischen Segen; er denkt, um mit GÜNTER EICH zu sprechen, nicht gleich an Aussichtsberge, wenn er «Natur» hört, sondern zunächst an die des Menschen, an dem es liegt, sich seine Welt zu schaffen. Ersatz für die Versagungen des Lebens will KÖNIGs Lyrik nicht sein, sie reflektiert im Gegenteil den Zustand unserer Sprache und damit unserer selbst und erlaubt den Befund existenzieller und sprachlicher Entfremdung. Zwar ist dieser Befund sprachlicher Entfremdung nicht auf Dialekt beschränkt, sondern bezieht sich allgemein auf unseren Sprachgebrauch; es wiegt aber zweifellos schwer, daß es «Volkssprache» ist, die sich zu produktiver Auseinandersetzung scheinbar so wenig eignet. Scheinbar, denn KÖNIG gibt seiner Sprache eine mundartliche Kompetenz zurück, indem er darin verborgenen Erfahrungen nachspürt und ihrem materiellen Gehalt wieder ans Licht verhilft, Sprache aufmunitioniert und sie so mit Befreiungsenergie auflädt, daß sie von affirmativ-unkritischer Selbstbespiegelung und Selbstbestätigung wieder zu einem Erkenntnisinstrument wird. Das beginnt bei einer bemerkenswerten Transskription des Ermstalerischen (KÖNIG wuchs in Dettingen auf), die ursprünglichen Ausspracheformen nachspürt und beispielsweise für das hochdeutsche «warum?» *morom* schreibt. Dahinter gibt sich eine realistische Schreibhaltung zu erkennen, die im besten Sinne avantgardistisch ist, weil sie historisch vorgeht und mithin zwischen Material und Technik einen dialektischen Prozeß in Gang bringt, der für mundartliches Schreiben eine Perspektive eröffnet. Indem KÖNIG nicht einfach sprachliche und kulturelle Elemente aus dem Bereich des bäuerlichen Lebenszusammenhangs herausreißt und des Exotische daran ausbeutet, um es

fremd und bezugslos, als rein intellektuelles Reizspiel zu beliebigen Textarrangements zu collagieren, sondern im eigenen Lebens- und Erfahrungsbereich festmacht, besitzt er genügend mundart-sprachliche Identität, die es ihm gestattet, sich einer offen-modernen lyrischen Sprechweise zu nähern und sie technisch in die Mundart mit einzubeziehen – ein Vorgehen, das KÖNIGs Anspruch auf mundartliches Neuerertum am nachhaltigsten begründet. Diese Öffnung der Mundart gegenüber zeitgenössischen lyrischen Sprechweisen bedeutet keinen Kehraus des Schwäbischen, sondern erlaubt vielmehr gerade eine adäquate Darstellung des regionalen Bereichs, für dessen Entwicklung überregionale Momente längst ungleich wichtiger und bestimmender geworden sind als alles Heimatliche und vermeintlich «Urwüchsige». Es hat aber auch den Anschein, als habe KÖNIG genügend mundartliche Identität, als daß er Angst haben müßte, mit dem Einbezug neuer Sprechweisen dem Verdikt des Unschwäbischen zu verfallen.

So wie KÖNIG schreibt, könnten wir uns nur wünschen, daß Kunst insgesamt fortschreitet: sich der Erfahrungen und des Denkens der Menschen versichernd, nicht um mit ihnen ein raffiniert-elitäres Spiel zu treiben, sondern um sie zu befördern. Nur so entsteht wirkliche Volksverbundenheit, von der aus dann in eine neue Richtung fortgeschritten werden kann, weil die Menschen in einer solchen Dichtung ihrer selbst ansichtig werden und deshalb das geschichtlich Vorwärtsweisende akzeptieren. Im Umkreis der Frankfurter «Kritischen Theorie» existiert der Ausdruck *Eingreifendes Denken* – für KÖNIG möchte ich, bei allem, was es für ihn noch weiterzuentwickeln gibt, den Ausdruck dieses *eingreifenden Dichtens* reklamieren. Manfred Bosch

Buchhinweise

Aus Stadt- und Wirtschaftsgeschichte Südwestdeutschlands. Festschrift für ERICH MASCHKE zum 75. Geburtstag. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 1975. 290 Seiten. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Band 85.) Aus dem Inhalt: Bischofssitze, Pfalzen und Städte im deutschen Itinerar FRIEDRICH BARBAROSSAS (WALTER SCHLESINGER) – Die Wege zur Frankfurter Messe durch den Kraichgau (ALFONS SCHÄFER) – Bemerkungen zu der Tübinger Marktzollordnung um 1388 (JÜRGEN SYDOW) – HEINRICH GOLDLIN. Ein Beitrag zur sozialen Mobilität der oberdeutschen Geldaristokratie an der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert (BERNHARD KIRCHGÄSSNER) – Verzeichnis der Veröffentlichungen von ERICH MASCHKE (KUNO DROLLINGER).

Ludwigsburger Geschichtsblätter. Heft 27, 1975. Ludwigsburg: Kommissionsverlag J. Aigner. 199 Seiten. Aus dem Inhalt: Römisches Erbe, alemannische Landnahme und die Entstehung der Grundherrschaft im deutschen Südwesten (WILLI A. BOELCKE) – WOLF von WUNNENSTEIN – genannt der gleißend Wolf (OTTO CONRAD) – SEBASTIAN SCHERTLIN von BURTENBACH (HEINRICH GAESE) – JOHANN WOLFF, Amtmann zu Mundelsheim